

GEMMA BURGESS

Da haben wir den Glückssalat

Buch

Eben erst ist Pia nach New York City gezogen, um mit ihren vier Freundinnen in Brooklyn zusammenzuwohnen. Die erste Party war ein voller Erfolg, und am nächsten Morgen wacht sie mit einem sexy Typen im Bett auf. Doch dann nimmt Pias Leben eine unerfreuliche Wendung von ziemlich cool zu ziemlich desaströs. Nicht nur hat eine Überschwemmung während der ausgelassenen Feier die Decke des Untermieters in Mitleidenschaft gezogen, sodass Pia nun ihre letzten Ersparnisse zusammenkratzen muss, um für den Schaden aufzukommen. Dazu verliert sie ihren Job, und die ständigen Gedanken an ihren Exfreund muntern sie auch nicht gerade auf. Als ihre Eltern ihr kurz darauf ein gnadenloses Ultimatum stellen, ist die Katastrophe komplett: Entweder sie hat in acht Wochen einen Job und ihr Leben auf die Reihe gekriegt, oder ihre Zeit in New York ist zu Ende, bevor sie richtig angefangen hat. Pia ist schockiert. Sie setzt alle Hebel in Bewegung, um Geld aufzutreiben, und landet bei einem dubiosen Kredithai. Schließlich muss man erst mal etwas investieren, wenn man sein eigenes Business auf die Beine stellen will. Das Schlankmobil, ein fahrbarer Essenslieferservice für gesundheitsbewusste und berufstätige Frauen, scheint gut anzurollen – doch in Wahrheit hat das Chaos gerade erst begonnen ...

Autorin

Gemma Burgess zog mit 22 Jahren nach London. Sie arbeitete in einer Werbeagentur und suchte das Glück. Acht Jahre später entschloss sie sich, die wichtigsten Erkenntnisse dieser schönen und turbulenten Zeit schriftlich zu verarbeiten. Ihre Romane hat die Autorin für selbstbewusste, kluge und witzige Frauen mit Stil geschrieben – sie zu lesen ist wie eine lange Unterhaltung und ein Glas Wein mit der besten Freundin.

Von Gemma Burgess ist bereits erschienen:

Männerfrei (37561) – Der letzte Single fängt den Mann (37777)

Gemma Burgess

Da haben wir den
Glückssalat

Roman

Aus dem Englischen
von Claudia Geng

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2013
unter dem Titel *Brooklyn Girls*
bei St. Martin's Press, New York



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe September 2013

bei Blanvalet, einem Unternehmen der

Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © 2013 by St. Martin's Press, New York

Published by Arrangement with Gemma Burgess

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur

Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013

by Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: bürosüd, München, unter Verwendung von
Motiven von © Plainpicture/Anja Lubitz und Getty Images/Vetta/Alija

Redaktion: Margit von Cossart

DF · Herstellung: sam

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-37965-1

www.blanvalet.de

Gehe nie mit dem Bruder deiner Mitbewohnerin ins Bett!

Eine einfache Regel, aber eine gute. Und ich habe sie letzte Nacht gebrochen. Zwei Mal.

Ups.

Wenigstens war die Party super. Damit werde ich es versuchen, falls Julia sauer ist. Und falls ihr Haus demoliert ist. Was ziemlich sicher ist. Meine Einweihungsfeier ist nämlich ein bisschen ausgeartet.

Jedes Jahr am 26. August trinke ich nämlich, um zu vergessen. Dieses Jahr habe ich das mit Pauken und Trompeten getan. Ich wünschte, Mike würde einfach gehen, ohne dass ich ... mit ihm reden muss.

Mein nackter Hintern streift die Wand, als ich von Mike wegrücke. Findet ihr das nicht auch eklig? Verlangt nicht die One-Night-Stand-Etikette, dass *er* an der Wand liegt?

Ich frage mich, was Madeleine, seine Schwester, dazu sagen würde, wenn sie dahinterkäme. Wahrscheinlich würde sie mich wie Luft behandeln, was sie in letzter Zeit ohnehin meistens tut. Ich wünschte, Julia hätte sie nicht gefragt, ob sie einziehen möchte.

Julia, meine beste Freundin vom College, hat dieses Haus von ihrer verstorbenen Tante geerbt. Die Wohnung im Erdgeschoss ist bewohnt, und sie hat ihrer kleinen Schwester Coco, Madeleine und mir angeboten, mit ihr in die beiden oberen Stockwerke zu ziehen. Wir brauchten noch eine fünfte, also fragte ich meine Freundin Angie. Wir sind ein bunt gemischter Haufen: Coco ist der häusliche Typ, Angie ist ein Modedefreak, Julia ist superschlau und

ehrgeizig, und Madeleine ist nervös wie ein Hemd. Und ich? Ich bin ... na ja, es ist unmöglich, sich selbst zu beschreiben, oder? Sagen wir, ich bin ein laufendes Projekt.

Wir sind vor zwei Wochen hier eingezogen. Das Sandsteinhaus, das wir manchmal liebevoll unser »Nest« nennen, steht auf der Union Street in Carroll Gardens, einem Viertel in Brooklyn. Keine von uns hat jemals in New York gewohnt (ich habe die ersten vier Jahre meines Lebens hier verbracht, aber das zählt ja wohl nicht wirklich). Wir sind also alle neu hier.

Carroll Gardens ist eine seltsame Mischung aus alten Leuten, die wahrscheinlich schon immer hier gelebt haben, jungen Berufseinsteigern wie uns, die – sehen wir den Tatsachen ins Gesicht – sich keine Wohnung in Manhattan leisten können, und modernen jungen Paaren mit kleinen Kindern. Im Viertel herrscht eine Atmosphäre wie in einem richtigen Dorf mit traditionellen italienischen Bäckereien und urigen Restaurants neben schicken kleinen Kneipen. Ich mag schicke kleine Kneipen.

Ich hatte schon viele Schlafzimmer in meinem Leben – siebenundzwanzig, wenn man jeden Zimmerwechsel im Internat und im Studentenwohnheim dazuzählt –, aber noch nie eins wie dieses hier. Hohe Decke, Erkerfenster zur Straße hinaus, verspiegelte Einbauschränke von der Decke bis zum Boden. Okay, das Spiegelglas ist milchig, und die Tapete mit dem verblassten Rosenmuster könnte aus einem alten Film sein. Aber das Zimmer fühlt sich genau richtig an. Als müsste es so aussehen.

Und so sieht es im ganzen Haus aus. Freundlich ausgedrückt, würde ich den Einrichtungsstil als urtümlich und liebevoll bezeichnen. Altmodisch und schäbig träfe es allerdings besser. Der Linoleumboden in der Küche ist beige, orangefarben und braun geblümt. Nein, das ist kein Scherz! Aber ich bin einfach glücklich, weit weg von

meinen Eltern in New York zu sein, in der aufregendsten Stadt der Welt, mit einem Job in einer PR-Agentur in SoHo. Mein Leben findet endlich statt.

Darf ich ehrlich zu euch sein? Ich hätte mit Mike nicht ins Bett gehen sollen. Nicht, wenn die Dinge bereits ... wie soll ich sagen ... kompliziert sind mit Madeleine. Gelegenheitssex funktioniert nur mit jemandem, den man danach nie wiedersieht. Aber wie gesagt, es war der 26. August (auch bekannt als der Eddie-Neeson-Gedenktag oder der Nie-wieder-Tag), und am 26. August passiert immer Mist.

Was ist das für ein nervtötendes Klingeln?

»Ich glaube, da klingelt einer an der Tür.«

Waah! Mike! Wach! Direkt neben mir. Ich blinzle heimlich durch meine Wimpern. Wie Madeleine sieht Mike absurd gut aus. Ich vermute, das liegt an ihrer chinesisches-irischen Abstammung. Ist eine gute Kombination.

»Mhm ... irgendeiner wird schon aufmachen«, murmele ich.

Mein Atem riecht wie ein offenes Grab. Nicht, dass es eine Rolle spielen würde. Weil ich eigentlich nicht auf Mike stehe. Auch wenn ich letzte Nacht ... bah. So ein Scheiß! Gott, mach die schlimmen Gedanken weg! Es gibt keinen Grund, nach einem One-Night-Stand alberne puritanische Schuldgefühle zu haben. Das Ganze war lediglich eine schlechte Idee. Ich bin eine emanzipierte Frau, oder?

Es klingelt wieder.

»Pia ... Komm her, du kleine Wildkatze«, sagt Mike und zwängt seinen Arm unter meinen Körper.

»Ich geh besser mal an die Tür. Es könnte was Wichtiges sein«, sage ich in bemüht unbekümmertem Ton, während ich um ihn herumklettere und dumpf auf dem dunkelgrünen Teppichboden lande.

Ich winde mich in meinen Slip hinein, rücklings auf dem Boden liegend, und versuche, einen coolen und ungenierten Eindruck zu machen, dann streife ich mir das erstbeste T-Shirt über, das mir in die Finger kommt. Es gehörte früher Smith, einem Typen vom College, mit dem ich mal zusammen war (na ja, mit dem ich ein paarmal in der Kiste war). Hinten auf dem T-Shirt steht: Ich brems auch für Cheerleader ... SCHARF. Hastig schlüpfe ich in meine abgeschnittenen Lieblingsshorts und meine Elmo-Pantoffeln und stecke mein Handy in die Hosentasche.

»Freut mich, dass du für Cheerleader bremsst«, sagt Mike. »Eine vom Aussterben bedrohte Rasse.«

»Äh ... absolut«, sage ich und würge ihn ab, indem ich die Tür hinter mir zuknalle.

Mike! Gott! Was für ein Albtraum!

Ich schließe die Augen und versuche, mich an die letzte Nacht zu erinnern. Es fällt mir beunruhigend schwer. Ich war nicht besonders gut drauf, nachdem Thompson (der Blödmann, mit dem ich ein paarmal aus ... na ja ... im Bett war) meine SMS ignorierte (»*Hola. Superfete. Bring Fluppen mit, wenn du kannst ...*« Guter Text, nicht? Ironischer Gebrauch von veraltetem Jargon, Auslassungspunkte statt einem langweiligen Smiley etc.). Und Zurückweisung steht mir nicht gut. Nicht am 26. August.

Also trank ich mehr. Und mehr. Und noch mehr.

Ich weiß noch, dass ich getanzt habe. Auf dem Tisch vielleicht? Ja, irgendwie klingelt da was bei dem Wort Tisch ... Und ich glaube, ich habe im Achtziger-Aerobic-Stil getanzt. Egal, ich hatte Spaß. Gewöhnlich mache ich mir nicht viele Gedanken, wenn ich Spaß habe.

Und Mike hat Liegestütze gemacht, und das ziemlich schlecht, was mich zum Lachen brachte, und dann bin

ich gestolpert, und bevor ich wusste, wie mir geschah, waren Mikes Lippen auf meinen. Ich küsse für mein Leben gern, wirklich. Und Mike küsst ziemlich gut, und außerdem war ich betrunken, also hab ich vorgeschlagen, auf mein Zimmer zu gehen. Und dann ... O mein Gott. Nichts brennt so schlimm wie Scham in verkaterem Zustand.

Der Besucher an der Tür möchte unbedingt hereingelassen werden. *Dingdongdingdongdingdong*.

»Ich komme!«, rufe ich und bahne mir einen Weg zwischen den Flaschen und Zigarettenskippen die Treppe hinunter.

Ich hoffe, es sind nicht die Bullen. Ich *glaube* zwar nicht, dass auf der Party Drogen konsumiert wurden, aber man kann nie wissen. Auf meinem zweiten Internat dachte ich einmal, mein damaliger Freund Jack hätte eine Zwangsstörung, weil er ständig Talkumpuder zu Linien zog, aber es stellte sich heraus ...

Augenblick. Zurück zu dem Albtraum.

Ich öffne die Haustür und stoße ein erleichtertes Seufzen aus. Es ist nur ein alter Mann. Sein Kopf, der einer großen Rosine mit spitzen Elfenohren ähnelt, sitzt auf einem langen, schmalen Körper.

»Junge Dame, wo ist Ihr Vater?«, fragt er mit einem starken Brooklyner Akzent.

»In Zürich, Sir«, antworte ich höflich. (Und da heißt es immer, ich hätte keinen Respekt vor Älteren.)

»Sind Sie eine Verwandte von Julia?«

»Sch... ich meine, Schande, nein.«

»Nun, das hätte ich mir denken können. Ich wüsste nämlich nicht, dass Pete wieder geheiratet hat. Und Sie sind eindeutig irgendetwas Halbes.«

Ernsthaft?

»Ich bin ein Ganzes und kein Halbes. Meine Mutter

stammt aus Indien, mein Vater ist Schweizer. Bitte kommen Sie später wieder.« Ich versuche, die Tür zu schließen, aber er stellt seinen Fuß dazwischen.

»Ich muss mit Miss Russotti sprechen.«

»Mit welcher? Es gibt zwei. Russotti, die Ältere, auch als Julia bekannt, und Russotti, die Jüngere, auch als Coco bekannt.«

»Welche auch immer für die laute Feier bis heute Morgen um fünf, die meine Küchendecke zum Einstürzen gebracht hat, verantwortlich ist.«

Ich keuche erschrocken auf. Er muss der Mieter aus der Erdgeschosswohnung sein. Ich überlege fieberhaft. Wie kann ich das in Ordnung bringen?

»Oh, das tut mir sehr leid, Sir. Ich werde den Schaden bezahlen, ich ...«

»Gehe ich recht in der Annahme, dass keine Eltern anwesend waren?«

»Ja, aber ich glaube, meine Mitbewohnerin Madeleine hat Erfahrung als Babysitter, zählt das auch?«

»Kommen Sie mir nicht mit schlaun Sprüchen.«

»Man hat mich noch nie als schlaun bezeichnet«, erwidere ich.

Verlegen spiele ich mit einer Haarsträhne, um dem Mann ein Lächeln abzurufen. Niemand kann wütend bleiben, wenn er lachen muss, das ist eine Tatsache. Seine Gesichtszüge werden tatsächlich etwas freundlicher, fallen dann aber wieder zusammen, als wäre es ihm zu anstrengend, nett zu sein.

»Holen Sie einfach Julia.«

»Ja, Sir. Möchten Sie hereinkommen?«

»Wenn Sie glauben, dass ich sehen will, in was für einem Zustand das Haus heute Morgen ist, dann sind Sie auf dem Holzweg.«

»Auf dem Holzweg?«

»Ja, auf dem Holzweg.«

»Ich werde Julia holen.«

Ich laufe, das Partychaos ignorierend, die Treppe wieder hoch und klopfe an Julias Schlafzimmertür.

»Juju?« Ich werfe einen Blick in ihr Zimmer.

Keine Julia, nur Angie und ein großer englischer Lord, den sie im Sommer beim Londoner Cartier Poloturnier kennengelernt hat (doch, ernsthaft). Das Letzte, was ich von den beiden gesehen habe, war, dass sie im Wäscheräum herumgeknutscht haben, nach dem Spiel »Wahrheit oder Pflicht«, das Angie in »Pflicht oder Peitsche« umgetauft hatte. O Mann, ich hoffe, sie haben es nicht auf der Waschmaschine getrieben. Julia würde ausflippen, wenn sie das mitbekäme.

»Angie! Wach auf, verdammt!«

Ich schüttle sie, aber sie dreht sich stöhnend von mir weg. Sie sieht aus wie ein gefallener Engel, der nicht mit Eyeliner umgehen kann.

Julia und Angie sind noch nicht richtig warm miteinander geworden. Meine Schuld: Ich habe Julia überredet, Angie bei uns aufzunehmen. Angie hatte über ihre Eltern einen Job als Assistentin einer Lebensmittelfotografin in Chelsea bekommen und brauchte dringend eine Unterkunft. Außerdem ist sie praktisch von Geburt an meine beste Freundin. (In buchstäblichem Sinn. Unsere Mütter haben sich auf der Entbindungsstation kennengelernt.) Als ich sie Julia vorstellte, sagte Angie: »Das ist zwar eine alte Bruchbude, aber sie hat Stil. Damit kann ich mich arrangieren.« Dann zündete sie sich eine Zigarette an. Julia war nicht besonders begeistert.

»Angie! Steh. Auf. Verdammt.«

»Pia ...« Sie blinzelt durch ihre langen weißblonden Haare zu mir hoch. »Ich musste mich hier ablegen. In meinem Bett fand ein Dreier statt.«

»Iih ...«, sage ich und schneide eine Grimasse, während ich Angie auf die Beine helfe. »Ich brauche dich. Große Katastrophe. Mach schon! Beeilung!«

»Du bist so eine verdammte Dramaqueen. Hugh, Süßer, aufwachen.«

Hugh klettert schwankend aus dem Bett. Er hat einen sehr vornehmen britischen Akzent. »Grandiose Party.« Hugh ist sehr attraktiv, wie der junge Prinz William, aber mit mehr Haaren.

Kaum ist er verschwunden, leckt Angie über ihren Handrücken, riecht daran, um ihren Morgenatem zu checken, und verzieht das Gesicht.

»Wo brennt's denn, Süße?«, fragt sie gähnend.

»Überall. Wir müssen dringend Julia finden.«

»Roger.« Angie trägt noch ihr kurzes grünes Partykleid vom Abend zuvor und steigt nun in ein Paar Snowboots aus Julias Schrank. »Du hast übrigens einen Knutschfleck am Hals.«

»Baah! Wer macht denn heute noch Knutschflecke?«

Ich schnappe mir Julias Grundierungscreme, um die Verfärbung zu kaschieren. Dann gehen wir nach oben.

Angie starrt auf ihre geschlossene Zimmertür. »Gott, ich finde Dreier zum Kotzen.«

»Ich auch. Das ist pure Angeberei.«

Angie grinst, dann kickt sie im Karatestil die Tür auf. »Die Show ist zu Ende, ihr Luder! Sofort raus aus meinem Zimmer!«

Zwei Mädels, die mir völlig fremd sind, und ein großer dunkelhaariger Typ, den ich flüchtig vom College kenne, schlendern gemächlich aus Angies Zimmer.

»Pia, Baby!«, sagt der Typ und knöpft sein Hemd zu. »Lass uns mal wieder zusammen Spaß haben. Weißt du noch damals, auf der Erstsemesterparty? Ein bisschen Vicodin, ein bisschen Tequila mit Zitronensaft ...«

Ich fröstle. Jetzt erinnere ich mich wieder. Der Typ ist widerlich.

»Hau ab«, faucht Angie ihn an. »Sofort.«

»Schlampe«, ruft er, während er die Treppe hinuntergeht.

»Ich werde die Bettwäsche verbrennen«, murmelt Angie.

Ich höre eine Tür quietschen. Es ist Madeleine, die in einem blütenweißen Morgenmantel aus dem Bad kommt, die Haare unter einem perfekt gewickelten Handtuch-turban verstaut.

»Morgen!«, sage ich und lächle so unschuldig wie möglich.

Madeleine marschiert in ihr Zimmer und knallt die Tür hinter sich zu. Typisch. Gut, dass ich nicht »Dein Bruder liegt übrigens nackt in meinem Bett« hinzugefügt habe.

Ich stapfe die restlichen Stufen zum Dachgeschoss hoch und klopfe an Cocos Zimmertür. Julia muss hier sein. Es gibt keine andere Möglichkeit.

»Ich bin es ...«, sage ich und drücke langsam die Tür auf.

Julia hockt auf dem Bett, in denselben Klamotten wie am Vorabend. Trotzdem macht sie wie immer einen sportlich-gepflegten Eindruck. Neben ihr sitzt Coco, deren blonder Bob über einen Plastikeimer gebeugt ist und ... o Gott. Sie erbricht sich gerade.

»Coco!«, rufe ich. »Geht es dir nicht gut?«

»Wie spitzfindig, Sherlock!«, entgegnet Julia.

»Alles okay!« Cocos Stimme hallt näselnd aus dem Eimer. »Alles gut. O Gott, doch nicht gut ...« Es folgen ekelige Würge- und Brechgeräusche. »Ach du lieber Gadget! Das ist ja grün! O Julia, es ist grün. Ist das schlimm?«

»Das ist Galle«, antwortet Julia, streicht sanft über Cocos Rücken und funkelt mich böse an. Wütend und

schwesterlich gleichzeitig. »Ich muss mal eben mit Pia reden. Versuch, nicht mehr zu würgen, okay?«

Julia hat eine tiefe, selbstsichere Stimme, vor allem in letzter Zeit. Es ist, als hätte sie ab dem Moment, in dem sie mit dem Studium fertig war, beschlossen, sich um jeden Preis erwachsen zu verhalten.

»Vielleicht verliere ich ja so ein bisschen Gewicht ...«, kommt es kläglich aus dem Eimer.

Ich folge Julia hinaus auf den kleinen Treppenabsatz und ziehe die Tür hinter uns zu. Mir ist schlecht. Ich hasse Auseinandersetzungen.

»Es tut mir leid«, sage ich sofort. »Ich nehme an, du bist sauer wegen der Party und ...«

»Es war die Rede von einer kleinen Einweihungsfeier«, unterbricht sie mich. »Aber hier ging es zu wie auf einer Semesterparty, die außer Kontrolle geraten ist, nur nicht so stilvoll.«

Ich hasse es, einen Anschiss zu bekommen. Es ist ja nicht so, als wüsste ich nicht, wann ich Mist gebaut habe. Oder als würde ich das mit Absicht machen.

»Ich habe gesagt, keine wilden Partys. Darauf haben wir uns beim Einzug geeinigt. Wir sind jetzt erwachsen und keine Teenager mehr. Du hast die Leute mit Tequila abgefüllt wie ein verdammter Cocktailmixer!«

»Ja, das hat sich ... äh ... irgendwie so ergeben ...«, sage ich und nage an meiner Lippe. »Und das tut mir auch alles sehr leid, aber ... an der Tür steht ein alter Mann, der behauptet, dass seine Küchendecke runtergekommen ist. Ich werde für den Schaden natürlich aufkommen! Ich habe genug Geld und ...«

»Vic?«, fragt Julia bestürzt. »Verdammt, Pia, ich schwöre dir bei Gott, ich kann nicht mit dir unter einem Dach wohnen, wenn so etwas hier zur Tagesordnung wird. Das ist mein Ernst!«

Will sie mich rauswerfen?

»Das kommt nicht wieder vor!«, beteuere ich. »Es tut mir schrecklich leid! Bitte, tu nichts Unüberlegtes!«

»Fang an aufzuräumen!«, erwidert sie und stapft polternd die Treppe hinunter.

Sie wird mich vor die Tür setzen. Und ich dachte, ich hätte endlich eine Bleibe gefunden, die ich mein Eigen nennen kann, eine Bleibe, die nicht nur vorübergehend ist, eine feste Bleibe. Wieder einmal bin ich Herr meines eigenen Untergangs. Herrin. Was auch immer.

Ich gehe zurück in Cocos Zimmer. »Brauchst du was, Süße? Ich habe noch irgendwo Rehydrations Salz ...«

»Nein ...«, antwortet Coco krächzend und lächelt mich aus ihrem Eimer wie ein Engel an. »Ich habe mich gestern Abend prächtig amüsiert. Du warst so witzig.«

»Oh, na dann, gut«, sage ich. Was zum Teufel habe ich getan?

Hunderte Bücher stapeln sich auf dem Boden in Cocos Zimmer. Ich glaube, die stehen sonst unten im Wohnzimmer im Bücherschrank. Sie sind schon alt und abgegriffen, darunter Titel wie *What Katy did* von Susan Coolidge und *Are you there, God? It's me, Margaret* von Judy Blume. Ich erinnere mich, dass ich früher ein großer Fan war von *What Katy did*. Die Fortsetzung, *What Katy did at school*, war einer der Gründe, warum ich dachte, auf dem Internat wäre es toll. Blödes Buch.

»Was machen die ganzen Bücher hier?«, frage ich.

»Ich wollte nicht, dass sie ... du weißt schon, bei der Party Schaden nehmen«, antwortet Coco. »Also habe ich mir die ganzen Lieblingsbücher meiner Mom geschnappt und nach oben gebracht.«

»Das muss eine Weile gedauert haben«, sage ich.

»Nach jedem Gang habe ich mir einen Kurzen genehmigt ...« Coco muss sich wieder übergeben.

»Hey, Mädels«, ruft Angie, kommt die Treppe hoch und schlendert ins Zimmer, eine unangezündete Zigarette im Mundwinkel. »Für dich, Miss Coco.« Angie hat irgendwo eine eisgekühlte Cola aufgetrieben.

»Wow, danke! Normalerweise trinke ich ja nur Cola light, aber ...«

»Glaub mir, die kommt besser. Okay, ich bin offiziell über dieses Partychaos hinweg. Lasst uns aufräumen.«

In diesem Moment klingelt mein Handy. Unterdrückte Nummer.

»Hallo?«

»Pia, hier ist Benny Mansi.«

Benny ist der Direktor der PR-Agentur, in der ich arbeite. Meine Eltern sind mit seiner Familie bekannt und haben einen Vorstellungstermin für mich arrangiert, und letzte Woche habe ich dort angefangen. Warum ruft er mich am Sonntag an?

»Ist Ihnen bewusst, dass auf Facebook ein Foto von Ihnen zu sehen ist, auf dem Sie oben ohne auf einem Tisch tanzen und aus einer Captain-Morgan-Rumflasche trinken?«

Ich fühle mich, als hätte ich gerade eine Ohrfeige bekommen.

»Äh ... i... ich ...«

»Pia, Sie werden uns vor Ablauf der Probezeit verlassen müssen.«

»Sie wollen mich feuern ... weil ich gefeiert habe?«

»Captain Morgan ist einer unserer größten Kunden«, erwidert Benny. »Als Angestellte repräsentieren Sie unsere Agentur. Außerdem sind Sie und Ihre neuen Kollegen Facebook-Freunde. Ihr Foto wurde getaggt, alle haben es gesehen. Ich begrüße ja Ihre humorvolle Herangehensweise an innerbetriebliche Beziehungen, aber dieses Verhalten ist einfach ... es ist unprofessionell, und es ist untragbar, Pia.«

»Ich weiß.« Ein unangenehmer, kalter Schauer durchrieselt mich, und ich starre auf die vergilbten Leuchtsterne an der Dachschräge in Cocos Zimmer. Sie leuchten schon lange nicht mehr ... O Gott, es kann nicht sein, dass ich gefeuert bin. Es kann nicht sein, dass ich nach *einer Woche* gefeuert bin. »Es tut mir schrecklich leid, Benny.« Schweigen. »Haben Sie ... es meinem ... äh ... Vater schon gesagt?«

Er seufzt. »Ich habe ihm heute Morgen eine E-Mail geschrieben. Allerdings habe ich ihm nicht den Grund für die Kündigung genannt.« Ich erwidere nichts, und sein Ton wird sanfter. »Sehen Sie, Pia, es ist kompliziert. Wir mussten vor ein paar Monaten Personal entlassen. Ihre Einstellung hat bei einigen Mitarbeitern für Unmut gesorgt, und nun dieses Foto ... Mir sind die Hände gebunden. Tut mir leid.« Er legt auf.

Ich spüre, dass Coco und Angie mich anstarren, aber ich bringe keinen Ton heraus. Ich habe meinen Job verloren. Und ich werde wahrscheinlich auch bald meine Unterkunft verlieren. Nach nur einer Woche in New York.

Mein Handy klingelt wieder. Es sind meine Eltern. Ich starre für ein paar Sekunden darauf, weil ich weiß, was am anderen Ende der Leitung los ist, was mich erwartet ... Ich frage mich, ob Coco etwas dagegen hätte, wenn ich mir ihren Kotzeimer leihe.

Ich muss allein sein für das, was gleich auf mich zukommt, also gehe ich wieder hinaus und setze mich auf den Treppenabsatz. Aus Madeleines Zimmer eine Etage tiefer kann ich Depri-Mucke hören, in die sich Julias besänftigende Stimme und Vics Grummeln aus der Diele mischen.

Ich drücke auf »Annahme« und versuche, wie eine gute Tochter zu klingen. »Hi, Daddy!«

»Du bist deinen Job also bereits los. Was hast du zu deiner Verteidigung zu sagen?«

»Es ...«

Meine Stimme ist weg. Das passiert manchmal. Und zwar immer dann, wenn ich sie am meisten brauche. Es kommt nur ein leises Piepsen heraus.

»Sprich lauter!«, herrscht mein Vater mich an. Er hat einen unheimlich klingenden Schweizer Akzent, obwohl er zwanzig Jahre in den Staaten gelebt hat.

»Es ... tut mir leid. Ich werde mir einen neuen Job besorgen, ganz bestimmt, und ...«

»Pia, wir sind dermaßen enttäuscht von dir!« Meine Mutter hört auf dem Nebenapparat mit. Sie hat einen indischen Akzent, der nur richtig durchschlägt, wenn sie sauer ist. So wie jetzt. »Du wolltest den Sommer mit Angie verbringen, also haben wir dir den Urlaub spendiert. Du wolltest arbeiten, also haben wir dir einen Job vermittelt. Du hast gesagt, dass du perfekt untergebracht bist, also haben wir uns bereit erklärt, die Miete zu übernehmen, obwohl Brooklyn weiß Gott nicht der perfekte Ort zum Wohnen war, als ich es zuletzt gesehen habe ...«

»Dir fehlt jegliche Arbeitsmoral! Du bist ein verwöhntes Partygirl! Schnüffelst du wieder Drogen?«

Sie haben ihr Strafpredigtwechselmanöver im Laufe der Jahre wahrhaftig perfektioniert.

»Keine Arbeitsmoral. Dein Vater hat recht. Du hast in deinem Job total versagt ... Lass mich dir eine Geschichte erzählen ...«

Ich lasse den Kopf auf die Knie sinken. Meine Eltern besitzen die für das Selbstvertrauen tödliche Kombination aus hohen Maßstäben und niedrigen Erwartungen. Außerdem haben sie die Fähigkeit, alles so zu verdrehen, dass ich schlecht aussehe. Sie haben gesagt, sie würden

mir den Urlaub als Belohnung für gute Examensnoten spendieren und dass ich nie auf eigene Faust einen Job finden würde. Sie boten mir außerdem einen monatlichen Unterhalt an, also habe ich natürlich Ja gesagt! Wer hätte das nicht?

»... und so habe ich deinen Vater kennengelernt, und dann haben wir geheiratet und dich bekommen, und danach lebten wir – wie sagt man? – glücklich bis in alle Ewigkeit ...«

Ja, klar. Meine Eltern reden kaum miteinander. Sie lenken sich ab mit Arbeit (mein Vater) beziehungsweise mit einem regen Gesellschaftsleben (meine Mutter). Meine Eltern haben sich in New York kennengelernt, wo ich geboren bin, später zogen sie nach Singapur, London, Tokio, Zürich ... Ich besuchte diverse internationale Schulen, bis ich zwölf war, und danach schickten sie mich in ein Internat.

»Das Leben beginnt mit einem Job, Pia. Du denkst wohl, dass wir ewig für deine Fehler geradestehen, dass das Leben eine einzige Party ist. Uns ist ja klar, dass du nie die große Karriere machen wirst, aber ein fester Job ...«

»... ist ein Grund, morgens aufzustehen!«

»Du musst lernen, was das Geld wert ist. Verstehst du mich?«

Ich nicke törichterweise und starre auf die Wand neben mir, auf die altmodische Rosentapete. Die untere Kante löst sich bereits ab und rollt sich auf. Es hat etwas Tröstendes.

»Pia!«, schreit meine Mutter. »Warum hörst du nicht zu? Müssen wir wieder mit Bild telefonieren?«

»Nein, nein, das geht nicht. Mein Skype funktioniert nicht«, sage ich rasch. Ich bin nicht in der Lage, mit meinen Eltern zu skypen. Das ist so verdammt intensiv.

»Wir werden ab sofort deinen monatlichen Unterhalt einstellen. Keine Miete mehr, keine Kreditkarte für den Notfall. Du bist jetzt auf dich allein gestellt.«

»Was? A... aber es kann eine Weile dauern, bis ich einen neuen Job finde«, stammle ich erschrocken.

»Die Mom-und-Dad-Bank ist jedenfalls ab sofort geschlossen. Du kommst zu uns nach Zürich und suchst dir hier einen Job. So lautet der Deal.«

»Niemals!« Ich weiß, ich klinge hysterisch, aber ich kann es nicht verhindern. »Meine Freundinnen sind hier! Mein Leben ist hier!«

»Wir möchten, dass du in Sicherheit bist«, sagt meine Mutter in einem etwas sanfteren Ton. Plötzlich schießen mir Tränen in die Augen. »Wir machen uns Sorgen. Und es hat den Anschein, dass du nur bei uns sicher bist.«

»Ich bin hier sicher.«

»Und wir möchten, dass du glücklich bist«, fügt sie hinzu.

»Ich bin hier glücklich!« Meine Stimme bricht.

Mein Vater schaltet sich wieder ein. »So lautet wie gesagt der Deal. Wir fliegen in zwei Monaten nach Palm Beach. Wenn du bis dahin keine bezahlte Arbeit gefunden hast, nehmen wir dich auf dem Rückweg mit nach Zürich. Das ist das Beste für dich.«

Meine Tränen sind nicht mehr zu halten. Ich weiß, dass ich vor ein paar Jahren Fehler gemacht habe, aber ich habe bei Gott versucht, sie wieder auszubügeln. Ich habe fleißig gelernt, ich habe einen Platz an einer Elite-Uni bekommen ... aber es ist nie gut genug.

Wie kommt es, dass niemand auf der Welt es schafft, mich dermaßen runterzuziehen wie meine Eltern?

»Okay, die Botschaft ist angekommen«, sage ich. »Ich muss jetzt Schluss machen.«

Ich lege auf und starre auf die sich kringelnde Rosen-

tapete. Dann befeuchte ich den Zeigefinger und versuche, sie wieder anzudrücken. Aber sie springt sofort wieder hoch.

Mit einer einzigen Party habe ich mein Leben in New York City zerstört. Bevor es überhaupt begonnen hat.

Als Julia gleich darauf die Treppe hochstapft, rot vor Wut, krampft sich mein Magen zusammen. Ich hasse Streit. Und Jules ist ziemlich gut im Streiten. Sie hätte Anwältin werden sollen.

»Vics Küchendecke ist ruiniert«, fährt sie mich an. »Ruiniert. Seiner Schwester ist heute Morgen ein Stück Putz auf den Kopf gefallen. Verdammst, Pia, die Frau ist über achtzig!«

»Ist sie okay? O mein Gott ...«

»Es geht ihr gut«, fällt Julia mir ins Wort. »Offenbar war es nur ein kleines Stück. Aber Vic ist stinksauer.«

»Ich werde für den Schaden aufkommen«, sage ich. »Ich habe ungefähr noch tausendsechshundert auf dem Konto. Er kann alles haben.« Das ist wirklich der letzte Rest Geld von meinen Eltern, mehr habe ich nicht, aber im Moment muss ich Julia davon überzeugen, mich nicht rauszuschmeißen. »Es tut mir wahnsinnig leid, Julia. Ich hatte keine Ahnung, dass die Feier so ausartet.«

»Was dachtest du denn? Du weißt doch, dass nie was Gutes dabei herauskommt, wenn du Hochprozentigen aus gibst.«

»Ja ... Ich dachte nur ... Ich hielt es für eine lustige Idee ... Alle sollten ihren Spaß haben.« Ich kann ihr nicht sagen, dass ich mich betrunken habe, weil gestern der 26. August war. Ich rede nie über Eddie. Nur Angie kennt die Geschichte. »Ernsthaft, Juju, es war nicht meine Absicht, dass jemand zu Schaden kommt ... beziehungsweise die Decke von diesem alten Knaben ... Ich meine, Vic.«

»Vic und Marie wohnen hier schon seit einer Ewigkeit. Lange bevor ich auf der Welt war oder meine Mom«, entgegnet Julia. »Sie sind für mich wie Familie, okay?«

Plötzlich verstehe ich. Julias Mutter ist in diesem Haus aufgewachsen. Sie starb vor ungefähr acht Jahren an Brustkrebs. Julias Vater hat sich seitdem in stummer Trauer vergraben, und dann starb ihre Tante Jo. Darum nehme ich an, dass Vic und Marie – und das Nest – eine Art Verbindung zu ihrer Mutter sind. Kein Wunder, dass sich Julias Beschützerinstinkt meldet.

»Ich werde den Schaden an der Decke reparieren lassen«, sage ich und greife nach Julias Hand. Sie zieht sie nicht zurück, was ich als ein gutes Zeichen auffasse. »Und ich werde einen Blumenstrauß besorgen und mich bei Vic und Marie entschuldigen. Heute noch. Und ich werde in Zukunft darauf achtgeben, dass dieses Haus nie wieder Schaden nimmt. Ehrenwort.«

Julia holt tief Luft und lehnt sich gegen die Wand, mit geschlossenen Augen. Sie bricht jeden Morgen um sechs zu ihrer Arbeit auf und kommt abends nicht vor sieben Uhr nach Hause. Sie arbeitet als Trainee in einer Investmentbank in Manhattan. Es ist Schritt eins ihres Plans, die Welt zu erobern. Julia wirkt so erschöpft, sie sieht richtig grau aus. Und dabei ist sie nicht einmal verkatert.

»Ich hatte übrigens gestern richtig Spaß.«

»Was?«, sage ich.

Sie öffnet ein Auge, den Hauch eines Grinsens auf den Lippen. »Die Party war super. Ich habe mich köstlich amüsiert. Bis zu dem Moment, in dem Coco anfang zu strippen – in der Küche.«

Ich schlage die Hand vor den Mund. »Nee, oder?«

»Ich habe sie nach oben gebracht. Egal, sag ihr nichts davon. Sie hat einen Filmriss. Ich denke, das ist besser so.«

»Oh, schon klar«, erwidere ich. »Du hast schließlich auf

der Semesterparty letztens nicht mal ansatzweise deine Unterwäsche gezeigt.«

»Richtig. Mist, ich wünschte, ich hätte an dem Abend einen String getragen.«

Wir grinsen uns kurz an bei der Erinnerung. Das ist die Julia, die ich kenne und liebe. Die Frau, die hart arbeitet, aber auch hart feiert. Und die Frau, die immer alles in Ordnung bringen möchte. Aber ich kann ihr noch nicht sagen, was mit meinem Job und mit meinen Eltern ist. Ich muss das erst verarbeiten (sprich: so tun, als wäre nichts gewesen).

»Augenblick mal.« Julia mustert mich mit schmalen Augen. »Bettfrisur, Pandaaugen, gerötetes Kinn. Piepie, du hattest wohl eine heiße Nacht!«, ruft sie.

»Hatte ich nicht! Und nenn mich nicht Piepie!«

»Na, vertragen wir uns wieder?«, sagt Angie, die den Kopf aus Cocos Zimmer streckt. Sie schlingt das abgesehen von dem Moonboot nackte Bein um die Tür und bewegt es lasziv auf und ab wie eine Wetterfee beim Table-dance. »Sind wir jetzt alle wieder Freunde?«

»Das sind meine Stiefel«, kreischt Julia. »Warum hast du meine Stiefel an?«

»Hast du vielleicht vor, demnächst in Skiurlaub zu fahren? Wohl kaum.« Angie tänzelt an uns vorbei und stellt sich auf eine Treppenstufe. »Schließlich haben wir August. Du bekommst deine Boots in einwandfreiem Zustand zurück, sobald der Partymüll im Haus beseitigt ist, okay, Mami?«

Julia rollt mit den Augen und geht nach unten. »Fangt an zu putzen.«

Angie zeigt Julias Rücken den Mittelfinger.

»Sehr erwachsen, Angie.«

»Ach, lass mich doch in Ruhe!«

»Ich habe Hunger.«

»Du hast immer Hunger. Lass uns aufräumen.«

Irgendwie heitert mich das Herumalbern mit Angie in meinem verkaterten Zustand auf und lenkt mich prima von meinen »Verdammt, was mache ich jetzt nur?«-Gedanken ab. Angie stöhnt entsetzt bei jeder leeren Flasche und jeder Kippe, die sie entdeckt, auf, und wir kichern ausgelassen herum.

»Hier sieht es aus, als hätten wir ein Saufrodeo veranstaltet«, sagt Angie.

»Wenn ich später mal eine eigene Wohnung habe, kommt mir da kein Teppich rein«, sage ich. »Ein Teppichboden schreit geradezu nach Ärger.«

»Hat hier einer seinen Schuh verloren? Und warum laden wir jemanden zu unserer Party ein, der Mokassins trägt?«

»Ist das Rotwein oder Blut? Nein. Warte. Das ist Tomatensoße. Iihhh!«

»Willst du über den Knutschfleck reden, Süße?«

Ich erwidere Angies Blick und knabbere verlegen an meinem Zeigefinger.

»Du hattest also Sex? Du kleines Luder ...«

»Mit ihrem Bruder«, flüstere ich und deute auf Madeleines Tür. »Das war ein Ausrutscher. Sag Jules nichts davon. Sie würde es nur Maddy erzählen, und dann haben wir den Salat.«

»Geht klar, Daaahling«, erwidert sie, eine perfekte Imitation ihrer Mutter, die mit britischem Akzent spricht. »Du warst gestern Abend richtig kamikazemäßig drauf.«

»Es war der 26. August. Das ist der Internationale Piaauf-dem-Kamikazetrip-Tag, schon vergessen? Absturz vorprogrammiert.«

Es entsteht eine kurze Pause. »Oh, Süße, tut mir leid. Das habe ich ganz vergessen. Eddie.«

Ich kann mich nicht überwinden, Angie anzusehen.

Nur sie hat mich an jenem Tag erlebt, nur sie weiß, wie schlimm es war. Sie nennt mich immer eine Dramaqueen, aber sie weiß, dass dieser Kummer echt war. So einen Zusammenbruch täuscht man nicht vor.

»Ich möchte nicht darüber reden«, sage ich.

Angie macht sich wieder ans Aufräumen. »Scheiß auf ihn, Pia. Okay? Scheiß auf Eddie! Das ist jetzt vier Jahre her.«

Ich nicke und schrubbe so fest, wie ich kann, an dem Tomatensoßenfleck herum. Es ist vier Jahre her, seit wir uns getrennt haben. Und ich sollte endlich darüber hinweg sein. Glücklicherweise wechselt Angie das Thema.

»Ich werde demnächst nach L.A. ziehen«, sagt sie. »Ich gehöre nicht wirklich hierher nach Brooklyn, weißt du?«

Diese Neuigkeit zieht mich noch mehr runter, aber es ist sinnlos, mit Angie zu diskutieren. Sie macht sowieso immer nur das, was sie will. Also schrubbe ich noch energischer, während wir uns Treppenstufe um Treppenstufe, Fleck um Fleck nach unten arbeiten. Angie macht Musik an, wir putzen zu dem Sound der Ramones. Ich höre, dass Julia und Coco in der Küche leere Flaschen einsammeln und hin und wieder spitze Schreie ausstoßen, wenn sie etwas Ekliges entdecken. O bitte, lieber Gott, bloß keine Drogen oder gebrauchte Kondome. Verschon mich einfach ...

»Bis wie viel Uhr ging die Feier eigentlich?«, frage ich Angie.

»Bis fünf. Als Lord Hugh und ich die letzten Gäste verabschiedet haben, ging gerade die Sonne auf.«

»Er macht einen ziemlich ... lordmäßigen Eindruck.«

»Er ist ein Lord.« Sie nickt. »Und er kennt sich aus mit Waschmaschinen.«

»Habt ihr etwa ...«, ich zögere kurz und grinse sie an, »... eine volle Ladung durchgezogen?«

»Nur eine halbe. Aber wir haben gründlich gespült.

Sehr gründlich ... Oh, sieh mal, ein angeraucherter Joint. Wie nett.«

Wir arbeiten uns bis in den ersten Stock hinunter und helfen anschließend Julia und Coco in der Küche, sämtliche Oberflächen von einem klebrigen Film zu befreien. Nichts klebt so gut wie Wodka auf siebzig Jahre altem Linoleumboden.

»Das war krass«, sagt Julia und wischt sich mit dem Unterarm über die Stirn. »Im Wäscheraum gab es eine Überschwemmung. Deshalb ist Vics Decke runtergekommen.«

»Ich regle das«, sage ich wieder.

»Oh, das weiß ich.«

»Ich habe die Bäder geputzt«, höre ich eine eisige Stimme. Ich hebe den Kopf und sehe Madeleine, die einen Mopp und einen Eimer trägt. »Es war absolut ekelhaft.«

»Danke, Moomoo«, sagt Julia.

Madeleine verdreht die Augen, als Julia sie bei ihrem Spitznamen nennt, den sie bekanntermaßen hasst, und drückt sich an ihr vorbei zur Spüle, wobei sie liebevoll an Julias Pferdeschwanz zieht. Eigentlich ist Madeleine richtig nett hinter dieser kühlen, kontrollierten Fassade, nur nicht zu mir, nicht mehr.

Okay, hier kurz die Geschichte mit Madeleine: Madeleine und ich waren früher einmal Freundinnen. Richtig gute Freundinnen. Tatsächlich waren Madeleine, Julia und ich ab dem ersten Semester praktisch unzertrennlich, dabei sind wir grundverschieden. Aber aus irgendeinem Grund hat es trotzdem zwischen uns gefunkt. Gegensätze ziehen sich nun einmal an. Dann, nach einem Jahr an der Uni, gab Madeleine sich zum allerersten Mal die Kante und erklärte mir aus heiterem Himmel, sie hasse mich. Während ich damit beschäftigt war, ihre Haare zurückzuhalten, weil sie sich übergeben musste, sagte sie

wieder und wieder: »Ich hasse dich. Ich hasse dich, Pia. Ich hasse dich.« Dann wurde sie ohnmächtig. Am nächsten Tag versuchte ich, mit ihr darüber zu reden, aber sie machte dicht, und seitdem herrscht zwischen uns Kalter Krieg. Und nun liegt ihr Bruder nackt in meinem Bett.

Hmm.

Unter uns gesagt, ich wäre hier nicht eingezogen, wenn ich vorher gewusst hätte, dass ich mit Madeleine unter einem Dach wohnen würde. Jules hatte wahrscheinlich gehofft, dass wir uns wieder versöhnen, dass aus uns allen beste Freundinnen würden wie in *Eine für vier* oder so. Ich kann mir das nicht vorstellen. Vor allem deshalb nicht, weil Julia inzwischen ihren eigenen Kalten Krieg mit Angie begonnen hat.

Eine Stunde später sind die Partyfolgen im Haus beseitigt, Brummschädel nicht inbegriffen.

»Perfekt«, sagt Julia lächelnd, und ihr Blick schweift durch das Wohnzimmer.

»Bitte? Die alte Bruchbude hat seit der Eisenhower-Regierung nicht mehr so geblänzt«, sagt Angie.

»Nenn dieses Haus nie wieder ›alte Bruchbude‹«, faucht Julia sie an. »Wenn du es hier so ätzend findest, kannst du ja ausziehen.«

»Wer hat gesagt, dass ich es hier ätzend finde?«, erwidert Angie.

»Ich mag das Haus genau so, wie es ist«, sage ich.

»Und ich *liebe* es. Genau wie Brooklyn. Aus mir wird noch eine eingefleischte Brooklynista.« Angie schenkt uns ein süßes Lächeln.

»Können wir was zu essen organisieren?«, frage ich, um von einem drohenden Streit abzulenken. »Ich habe tierischen Kohldampf.«

»Ich mache uns French Toast!« Typisch Coco. Sie ver-

sucht, uns mit Hausmannskost zwangszuernähren, seit wir hier wohnen. »Alle Mann Abmarsch in die Küche!«

Höchste Zeit, mich um Ihr-wisst-schon-wen zu kümmern. Ich husche über den Flur in mein Zimmer.

»Hey.« Mike streckt sich verschlafen in meinem Bett. Glatt rasiert und im gebügelten Hemd sieht er wesentlich besser aus. »Wo warst du so lange? Willst du kuscheln?«

Ich lache. »Kuscheln?«

»Das machen alle coolen Kinder. Komm schon ...«

Ich setze meine Pilotensonnenbrille auf und hole tief Luft. »Mike, deine Schwester wird mich umbringen, wenn sie das mit uns rausfindet. Lass uns einfach ... so tun, als wäre nichts passiert, okay?«

»Klar. Okay. Gut.«

Wow, er reagiert beleidigt, wenn es nicht nach seiner Nase läuft.

»Das ist mein Ernst. Sie kann mich nämlich nicht leiden.«

»Nein?«

»Nein ...« Plötzlich wird mir bewusst, dass es nicht besonders schlau ist, mich bei Mike über seine Schwester auszulassen. »Äh ... aber ... du weißt schon. Wahrscheinlich interpretiere ich da nur was falsch.«

»Maddy ist ziemlich schwer zu durchschauen«, sagt er. »Sie kommt nie aus ihrer Deckung. Nicht einmal bei mir, und ich bin ihr Bruder. Ich glaube, sie ist einfach nur unsicher.«

Ich unterdrücke das Bedürfnis, die Augenbrauen hochzuziehen. Ich bin es leid, dass alles immer auf Unsicherheit geschoben wird. Das ist schließlich kein Freifahrtschein.

»Wie auch immer. Wir sitzen alle unten in der Küche. Warte noch zehn Minuten. Dann kannst du verschwinden, ohne dass es jemand sieht.«

»Warum klettere ich nicht einfach aus dem Fenster und rutsche am Regenrohr runter?«

»Das wäre perfekt! Glaubst du, du schaffst das?«, erwidere ich, nur um seine Reaktion zu testen.

»Mhm.«

»Das war ein Scherz. Bis dann.«

Ein Glück, dass das erledigt ist. Ich habe wichtigere Dinge, über die ich mir Gedanken machen muss. Zum Beispiel darüber, dass ich arbeitslos, pleite und von der sogenannten Mom-und-Dad-Bank abgeschnitten bin und mir droht, New York bald verlassen zu müssen.

Wenn man eine Küche als großmütterlich bezeichnen könnte, dann wäre es diese hier. Sie ist riesig und trotzdem urgemütlich, wie aus einer alten Sitcom aus den Sechzigerjahren. Wisst ihr, die Sorte Küche, in der Kuchen und Kekse und Aufläufe gebacken werden. Meine Mutter hat noch *nie* gebacken.

Wir sitzen am Küchentisch, Lionel Ritchie singt im Hintergrund, und während wir uns Cocos unglaublichen French Toast mit karamellisierten Bananen schmecken lassen, schüttele ich den anderen schließlich mein Herz aus. Wegen des Fotos auf Facebook, wegen meines Jobs, sogar wegen meiner Eltern.

»Kurz gesagt, ich habe unser Nest verwüstet, ich bin arbeitslos, nicht vermittelbar und pleite«, sage ich kläglich und schiebe den Toast auf meinem Teller hin und her. »Ich habe keine Ahnung, was ich tun soll. Wer wird schon nach einer Woche gefeuert? Ich bin so ein Loser ... Wenn ich keinen neuen Job finde, werden meine Eltern mich zwingen, wieder bei ihnen zu wohnen.«

»Das kannst du nicht machen!«, sagt Angie, die es schafft, selbst dann cool zu wirken, wenn sie mit vollem

Mund spricht. »Das würdest du niemals überleben. Die können dich zu nichts zwingen!«

»Du weißt doch, wie meine Eltern sind«, sage ich. »Ich komme nicht gegen sie an. Ich tue einfach immer, was sie sagen, und gehe ihnen aus dem Weg.«

»Klingt gesund«, bemerkt Julia.

Ich zucke mit den Achseln. Wer hat schon eine gesunde Beziehung zu seinen Eltern?

»Ich kann nicht glauben, dass man dich gefeuert hat!«, sagt Coco. »Das war bestimmt schrecklich.«

Sie beugt sich zu mir, um mich kurz in den Arm zu nehmen. Zum zweiten Mal muss ich heute Tränen wegblinzeln. Ich schwöre, ich fange eher an zu weinen, wenn man nett zu mir ist, als wenn man mich gemein behandelt.

»Ja«, sagt Madeleine. »Wer hätte gedacht, dass ein Oben-ohne-Tanz auf einer Party dermaßen nach hinten losgehen kann?«

»Ich hatte noch meinen BH an!«

»Pia, der war durchsichtig.«

»Lass gut sein, Maddy.« Julia spießt eine weitere Toastscheibe auf ihre Gabel und lädt sie auf ihren Teller. Mir wird bewusst, dass sie nichts darüber gesagt hat, dass ich ausziehen soll.

»Hör zu, Pia, ich habe genug Geld. Du musst also weder Hunger leiden noch Durst.« Angie nimmt sich mit den Fingern eine knusprige Bacon-Scheibe und tunkt sie in einen Klecks Ahornsirup, dann senkt sie ihre Stimme. »Außerdem glaube ich, die Überschwemmung im Wäscheraum war unsere ... äh ... meine Schuld. Ich werde den Schaden bezahlen.«

»Ich kann dir auch was leihen, Pia«, sagt Julia rasch. Ihr Konkurrenzdenken ist geweckt.

»Seid nicht albern.« Ich kann und werde keine Almosen annehmen. »Sollte ich tatsächlich dringend Geld

brauchen, gehe ich zur Bank und nehme einen Kredit auf.«

»Bist du verrückt? Einen Kredit? Du müsstest Wucherszinsen bezahlen, und die Raten würden immer höher und höher steigen, bis sie dir über den Kopf wachsen! Dann ist deine Kreditwürdigkeit ganz im Eimer! Das würde dein Leben zerstören!« Wow, Julia regt sich wirklich auf über meine Idee mit dem Kredit.

»Schon gut, ich werde nicht zur Bank gehen«, sage ich. »Egal, darum geht es auch nicht. Es geht darum, dass ich einen Job brauche. Und ich habe nicht den leisesten Schimmer, in welchem Bereich.«

»Was war denn dein Hauptfach?«, fragt Coco.

»Kunstgeschichte.«

»Du bist ... Kunsthistorikerin?«

Alle am Tisch fangen an zu kichern.

»Ja, ich habe ein abstraktes Hauptfach gewählt. Und nein, ich weiß nicht, warum.«

»Wahrscheinlich, weil es cool klingt«, sagt Angie, die mir ihr bestes Ich-will-dir-nur-helfen-Lächeln schenkt.

Ich ziehe eine Augenbraue hoch. »Das ist nicht sehr hilfreich.«

»Ich könnte mir dich gut bei einer Modezeitschrift vorstellen«, sagt Coco und springt von ihrem Stuhl auf.

»Noch jemand Kaffee?«

»Ja, ich, bitte«, antworten Julia und Angie gleichzeitig und sehen sich stirnrunzelnd an.

»Ich kann keine Texte schreiben«, sage ich. »Außerdem geht es da doch so *Der-Teufel-trägt-Prada*-mäßig zu. Neben den ganzen Models würde ich mir nur fett vor-kommen.«

»Es ist sowieso verdammt schwer, in die Modebranche reinzukommen«, sagt Angie.

Einen Augenblick lang frage ich mich, ob sie aus per-

sönlicher Erfahrung spricht, aber bevor ich sie fragen kann, nimmt sie ihr Handy, um eine SMS zu lesen, die sie gerade bekommen hat.

»Ja, und ich muss schnell Geld verdienen«, sage ich.

Mein Jahresgehalt in der PR-Agentur – nicht annähernd so cool wie ein Job in der Modebranche oder im Fernsehen oder wo auch immer – betrug fünfunddreißigtausend Dollar, was umgerechnet, zieht man die Kosten für Miete und Lebenshaltung ab, circa fünfundzwanzig Dollar am Tag macht. Ich meine, eine anständige Gesichtsbildung kostet in New York hundertfünfzig Dollar. Wie soll man mit diesem Hungerlohn überleben? Je cooler der Job, desto lausiger die Bezahlung.

Julia ist nun in ihrem Das-bringen-wir-in-Ordnung-Modus. »Lass uns eine Liste machen mit deinen Fähigkeiten und deinen Erfahrungen, die du in der PR-Agentur gemacht hast!«

Ich überlege. »Ich habe so getan, als würde ich nicht die ganze Zeit chatten, ich habe an Meetings teilgenommen, ohne ein Wort zu verstehen, und ich habe wie besessen auf die Uhr gestarrt ... Ich schwöre, ich bin mindestens zwanzigmal beinahe an meinem Schreibtisch eingeschlafen.«

Alle (außer Madeleine) lachen, obwohl es, ehrlich gesagt, irgendwie deprimierend war. Ist das wirklich meine Bestimmung für den Rest meines Lebens?

»Wenn du dringend Geld brauchst, such dir einen Job, in dem du schnell verdienst«, sagt Julia. »Als Kellnerin oder Barfrau.«

Ich blinzele sie an. »Du meinst körperliche Arbeit?«

Madeleine stößt ein kurzes Schnauben aus, als würde sie ein Lachen unterdrücken. Ich ignoriere sie.

»Mit so einer Prinzessinneneinstellung kannst du es gleich ganz vergessen«, sagt Julia.

»Ich will einen richtigen Job. In einem Büro. Irgendeinen, mit dem ich meine Eltern beeindrucken kann.«

»Dann bewirb dich bei den Personalagenturen in Manhattan«, sagt Julia zuversichtlich. »Zeig denen, wie intelligent und schlau und genial du bist. Jede PR-Agentur in Manhattan könnte sich glücklich schätzen, dich zu beschäftigen!«

»Okay.«

Gott, manchmal ist es so gut, eine Freundin zu haben, die einen herumkommandiert.

»Pia Keller?«

Ich stehe auf und setze mein »Hallo! Ich bin absolut geeignet«-Lächeln auf, das ich in meinen vorherigen vierzehn Bewerbungsgesprächen perfektioniert habe.

Bridget, die Personalberaterin, die sich widerwillig bereit erklärt hat, mit mir »Möglichkeiten durchzusprechen«, lächelt dünn und bietet mir eine knochenlose Hand an. Meine Mutter beurteilt Frauen nach ihren Schuhen, aber ich habe in der vergangenen Woche gelernt, Frauen nach ihrem Händedruck zu beurteilen. Ein schlaffer Händedruck ist kein gutes Zeichen.

Ich folge Bridget aus dem Empfangsbereich durch einen schmalen Flur zu einem kleinen Sitzungsraum. Einen Augenblick lang überlege ich, ob ich mich umdrehen und wieder gehen soll. Ich weiß genau, was gleich passieren wird, und ich kann es fast nicht ertragen, das noch mal durchzumachen. Aber ich brauche einen Job. Die Rechnung für Vics Küchendecke belief sich auf gut zweitausend Dollar, die ich mir mit Angie geteilt habe (sie bestand darauf, obwohl ich mir nicht sicher bin, dass die Überschwemmung tatsächlich von ihr und Lord Hugh verursacht wurde – der Installateur meinte, dass das Abflussrohr mit Zigarettenkippen verstopft gewesen sei), und in den vergangenen zehn Tagen habe ich meine letzten fünfhundert Dollar verbraucht, nur für Essen und die U-Bahn und Feinstrumpfhosen und Tampons und Shampoo – ihr wisst schon, lebensnotwendiges Zeugs eben. Es ist leider genauso offensichtlich wie schmerzhaft, aber

New York City ist eine teure Stadt. In dieser Sekunde habe ich noch genau acht Dollar im Portemonnaie. Und auf meinem Girokonto ist nichts mehr übrig. Null.

Also ist Abhauen keine Option.

»Nehmen Sie Platz.« Bridget zieht ein kleines Fläschchen mit Desinfektionsschaum aus ihrer Blazertasche, drückt einen Schaumklecks heraus und verreibt ihn zwischen ihren Handflächen. »Erzählen Sie mal ein bisschen von sich.«

»Na ja ...« Ich versuche, einen selbstsicheren Eindruck zu machen, statt eines bankrotten und verzweifelten. »Äh ... mein Name ist Pia Keller, ich bin zweiundzwanzig Jahre alt und habe Kunstgeschichte studiert, an der Brown ...«

»Warum Kunstgeschichte?«

»Mir gefällt die Art, wie Kunst das politisch-soziale Klima reflektiert in der Zeit ihrer Entstehung«, antworte ich. Das klingt gut, nicht? »Leider sind die beruflichen Möglichkeiten nach diesem Studium stark eingeschränkt, außer man will Kunsthistoriker werden.«

Ich lächle. Bridget nicht. Sie lächeln nie. Ich sollte diesen Satz wirklich weglassen.

»Was ist mit Praktika?«

»Äh ... meine Eltern wohnen in Übersee. Da wir uns sehr nahestehen, habe ich die Semesterferien immer bei ihnen verbracht und hatte so kaum Gelegenheit, ein Praktikum zu machen.«

Wie man sich denken kann, ist das nicht die ganze Wahrheit. Ich wusste einfach nie, was für ein Praktikum ich machen sollte, und Angie hatte immer gute Pläne, also schloss ich mich lieber ihr an.

»Und nun möchten Sie in der PR-Branche arbeiten. Warum?«

»Weil mich die Arbeit fasziniert! Ich möchte helfen, die

Menschen durch das richtige Medium gezielt zu informieren. Ich ...« Ich unterbreche mich und versuche mich zu erinnern, warum ich die PR-Branche einmal spannend fand. Weil es aufregend klang und ich nicht wusste, was ich sonst tun sollte? »Ich möchte die Firmen unterstützen, das richtige Image zu entwickeln, und ich möchte Events organisieren, die auf dem Markt für Aufsehen sorgen werden und die moderne Gesellschaft verändern.«

Oh, Pia. Du Spatzenhirn. Das war erbärmlich.

»Hier ist mein Problem, Pia.« Bridget faltet die Hände, als würde sie beten. »Sie sind noch sehr jung. Sie haben keine fachrelevanten Qualifikationen. Sie haben keine praktische Berufserfahrung. Sie haben keine Vorkenntnisse. Sie sind im Grunde unvermittelbar.«

»Aber ...«

»Warum sollte Ihnen jemand ein Monatsgehalt zahlen, wenn Sie dem Unternehmen nicht helfen können, Geld zu verdienen? Ganz zu schweigen von der Zeit und dem Personalaufwand, die für Ihre Einarbeitung notwendig sind. Und das alles, ohne vorher zu wissen, ob Sie es wert sind.« Sie hebt die Hände hoch, die Handflächen nach oben, als würde sie prüfen, ob es regnet. »Keine Berufserfahrung, kein Job.«

Jedes einzelne Vorstellungsgespräch, das ich bis jetzt hatte, endete genau an diesem Punkt. »Aber ich kann keine Berufserfahrung sammeln, solange ich keinen Job habe!« Es gelingt mir nicht, den panischen Unterton in meiner Stimme zu unterdrücken. »Was soll ich denn machen?«

Bridget lächelt süffisant. Manche Menschen haben Spaß daran, anderen Menschen mitzuteilen, dass sie geärscht sind, ist euch das auch schon mal aufgefallen?

»Die PR-Branche ist knallhart. Genau wie die Werbung, das Marketing, die digitalen Medien es sind. Nur die Besten und Klügsten dürfen dort mitmischen.«

»Ich also nicht«, sage ich, um ein Lächeln zu bekommen.

Bridget steht auf, Todesverachtung auf den Gesichtszügen. »Bevor Sie gehen ... wir pflegen hier ein kleines Ritual. Jeder Bewerber stellt sich in einem kurzen Videoporträt vor, unabhängig davon, wie aussichtslos seine Chancen sind.«

»Einem ... was?« Aussichtslos? Blöde Kuh.

»Einem Videoporträt. Für unsere Akten«, sagt sie und führt mich in ein Großraumbüro. Sie klatscht in die Hände, um die Kollegen auf sich aufmerksam zu machen. »Alle mal herhören! Das ist Pia. Dave, dein Part!«

Ein Kerl mit zu viel Gel in den Haaren richtet eine Digitalkamera auf mich. »Wer sind Sie? Und was suchen Sie?«

Alle im Raum starren mich mit Gesichtern, die von desinteressiert bis gleichgültig variieren, an. Helle Panik übermannt mich. Ich hasse es, vor Publikum zu sprechen. Selbst wenn meine Stimme mitspielt. In diesem Moment hasse ich mich auch noch dafür, dass ich ein hoffnungsloser Fall bin. Ich fühle mich wie eine Dumpfbacke.

Ich kann das nicht.

»Los!«, sagt Dave.

»Mein Name ist ...«, beginne ich.

Meine Stimme versiegt. Mein Kopf pocht heftig, während Daves Worte darin widerhallen. *Wer sind Sie? Und was suchen Sie?*

»Lauter!«, ruft Bridget.

Ich räuspere mich kurz und beginne haspelnd wieder von vorn. »Mein ... Name ist Pia Keller. Ich bin ... zweiundzwanzig Jahre alt.« Alle sehen mich an, alle halten mich für doof, ich weiß das. Dabei möchte ich einen schlaunen Eindruck machen, ich möchte, dass sie sich an mich erinnern – o Gott, dieser Druck. »Und ich suche

einen Job ... Ich meine, ich suche einen Beruf ... den ... ich ... lieben kann.« Wie kann man so einen Stuss von sich geben, Pia! »Das ist das, was ich ... Das ist, was ... Ich bin ... ja.«

Halt einfach die Klappe, Pia.

Dave lehnt sich zurück und macht ein »Oje!«-Gesicht. Er scheint anzunehmen, dass ich sehbehindert bin. Ein nervenzermürender Moment des Schweigens. Ich schäme mich so sehr, dass es wehtut.

Sekunden später wenden sich alle wieder ihren Laptops zu. Ich bin weg, vergessen, eine belanglose Unterbrechung in ihrem Arbeitsalltag. Wieder so ein Frischling von der Uni, der keinen zusammenhängenden Satz herausbringt.

Vor dem Aufzug reicht Bridget mir ihre knochenlose Hand.

Ich versuche zu lächeln.

Ich werde nie einen Job bekommen.

Ich werde nie Geld verdienen.

Ich werde nie in der Lage sein, die Miete für mein Zimmer zu bezahlen.

Nicht, dass es von Belang wäre, weil ja schließlich meine Eltern hier auftauchen und mich zwingen werden, mit ihnen nach Zürich zu gehen und in einem stinklangweiligen Job zu arbeiten. Ich werde für immer allein sein, für den Rest meines Lebens.

Als die Aufzugtür sich schließt, habe ich plötzlich das Gefühl, als würde die Luft aus der Kabine entweichen. Ich sinke gegen die Wand und fange an zu hecheln – o Gott, bitte nicht, bitte keine Attacke, keine Panikattacke, nicht jetzt. Aber mein Magen zieht sich zusammen, und mein Gesicht fängt an zu kribbeln, und plötzlich weiß ich ganz genau, was in den nächsten drei Sekunden passieren wird.

Ich muss mich gleich übergeben.

Ich drücke sämtliche Knöpfe, und der Aufzug hält mit einem Ruck im vierten Stock. Ich stürze hinaus und halte verzweifelt nach einem WC-Schild Ausschau. Wo sind die Toiletten? O verdammter Mist, ich werde mich gleich übergeben, ich weiß es, ich weiß es ...

Einen Sekundenbruchteil später lasse ich mich auf die Knie fallen und erbreche mich in einen leeren Schirmständer am Eingang eines Büroflurs. Es ist ein säuerlicher, wässriger Schwall, den ich nicht kontrollieren kann, und als alles heraus ist, wische ich mir mit dem Ärmel meiner Jacke den Mund ab und lehne die Stirn an die Wand. Erleichtert atme ich auf.

Angstkotzen nennt man das, nicht? Wenigstens war es keine ausgereifte Panikattacke. Ich hatte schon seit ein paar Jahren keine mehr, nicht einmal eine halbe, seit ... Richtig, ihr ahnt es bereits, seit jenem 26. August.

Ich werfe einen Blick zurück auf meinen Kotzeimer. Ich kann ihn nicht so stehen lassen, sonst muss ihn irgendwer saubermachen. Und das ist ekelhaft.

Fünf Minuten später marschiere ich so selbstsicher wie möglich hinaus auf den Broadway, einen geklauten Schirmständer mit Erbrochenem unter dem Arm.

Wieder so ein unglaublich erfolgreiches Vorstellungsgespräch. Ein Hoch auf mich. Gut gemacht!

Wie immer, wenn ich in Manhattan bin, schaue ich unwillkürlich an den Wolkenkratzern hoch. Habe ich schon erwähnt, dass ich große Städte liebe, und New York am meisten?

Wirklich. Ich liebe die Menschen, den Verkehr, den Lärm, die Kneipen und Restaurants, dieses fast unbeschreibliche, vielbeschworene Pulsieren ... Ich liebe es zu wissen, dass hier immer was los ist, an jeder Ecke. Ich bin in New York geboren, aber wir sind weggezogen, als

ich vier war. Darum hatte ich nie die Chance, mir die Stadt zu eigen zu machen so wie die Menschen, die hier aufgewachsen sind. Ich bin an keinem Ort wirklich heimisch geworden, ich gehöre nirgendwohin.

Ich gehe den Broadway entlang und beobachte die Menschen, die an mir vorüberreichen, mit ihren coolen Gesichtern und beschäftigten Mienen. Warum machen alle anderen so einen *gelassenen* Eindruck? Was unterscheidet sie so sehr von mir? Alles, was ich spüre, ist Panik, ein Flattern in der Brust bei dem Gedanken, dass ich vielleicht nicht zu dem fähig bin, was allen anderen offenbar so leichtfällt ...

Vielleicht sollte ich mir erst einmal überlegen, wie ich mir mein Leben überhaupt vorstelle, denke ich und entsorge den gestohlenen Schirmständer mitsamt seinem Inhalt in einem Mülleimer. Positives Denken, richtig?

Ich möchte hart arbeiten und in meinem Beruf aufgehen, möchte richtig gut darin sein. Wirklich. Ich möchte mein eigenes Geld verdienen. Ich möchte ein eigenes Zuhause haben (begehrter Kleiderschrank ist ein Muss!), das mir keiner wegnehmen kann, und ich möchte meine Freundinnen für immer behalten. Oh, und ich möchte tolle Männer kennenlernen und eines Tages heiraten und Kinder bekommen und so weiter und so fort.

Wie komme ich denn jetzt darauf? Ich bin arbeitslos, mittellos und vollgekotzt.

Ich wünschte, ich könnte mal eben schnell vorspulen.

Mit einem schweren Seufzen mache ich mich zu Fuß auf den Weg zurück nach Brooklyn. Ein Taxi kann ich mir nicht leisten, und für die U-Bahn ist es zu heiß. Schon nach der Canal Street habe ich die ersten Blasen an den Füßen, also kaufe ich mir ein Paar Flipflops für drei Dollar und binde meine hochhackigen Sandalen an den Henkel meiner Handtasche. Nun habe ich noch genau fünf



Gemma Burgess

Da haben wir den Glückssalat

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-37965-1

Blanvalet

Erscheinungstermin: August 2013

Man nehme: einen Esslöffel Liebe, eine Handvoll Glück und jede Menge Turbulenzen ...

Pia ist ziemlich geknickt. Gestern noch hat sie die Party ihres Lebens gefeiert, heute drehen die Eltern ihr den Geldhahn zu. Ihre Forderung: Das Töchterlein soll sein Leben ordnen. Pia bleibt nichts anderes übrig, als einen Kredithai anzupumpen, um sich ihren Traum von einem mobilen Imbiss zu erfüllen. Sie hat zwar keinen Plan vom Kochen und ist eine miserable Autofahrerin, doch das hält Pia nicht auf. Mit einem Mal ist sie schwer damit beschäftigt, Dressing anzurühren, Muffins zu backen und einen süßen Engländer zu daten. Bis der Geldhai vor ihrer Tür steht und sie kurz darauf auch noch hinter Gitter muss ...